

## I.

Ewald, ich heiße Percy. Das sagte er, als er die Tür hinter sich zugemacht hatte. Ewald hatte auf sein Klopfen nicht geantwortet. Percy sagte, das verstehe er. In der Geschlossenen Abteilung an eine Tür zu klopfen und auf ein Herein zu warten, sei heuchlerisch, da doch der Klopfende den Schlüssel habe, mit dem die Tür aufzuschließen sei.

Ewald lag auf dem gemachten Bett. Er lag auf dem Rücken. Die Augen offen. Die rechte Seite seines Gesichts war rot, vernarbt, die rechte Hand auch. Diese rechte Hand lag auf Ewalds Brust. Sie hielt ein Handy. Das konnte nur heißen, dass er auf etwas wartete, was aus dem Handy kommen musste. Percy sagte: Ich setz' mich auf den Stuhl an deinem Tisch. Dann schwieg er. Er wartete nicht, er schwieg. Plötzlich richtete sich Ewald auf, schlüpfte in die schwarzen Schuhe, die unter seinem Bett standen, und legte sich wieder hin und schaute zur Decke. Es war klar, er wollte nicht, dass ihn jemand ohne Schuhe sähe. Schwarze Schlüpfschuhe, schwarze Socken, schwarze Hose, schwarzes, langärmeliges Hemd. Als Manschettenknöpfe goldgefasste rote Steine. Karneol, dachte Percy. Das Handy hatte Ewald beim In-die-Schuhe-Schlüpfen in der Hand behalten.

So blieben sie. Stumm. Zwei Stunden lang oder drei.

Dann stand Percy auf, ging zur Tür, schloss auf und sagte: Ich will nicht, dass du dich wunderst. Ich bin mit allen per du, seit ich hier in der Pflegerschule war. Der Professor hat mich Latein lernen lassen. Da gibt es kein Sie. Seit dem sag ich zu allen du. Es ist dann immer, als spräche ich Latein. So ein Gefühl halt. Bis bald, Ewald.

Als Percy draußen war, drehte er den Schlüssel so leise wie möglich im Schloss.

Zwei Empfindungen waren Percy fremd: Furcht und Ungeduld.

An einem solchen Maitag, der das Grün zum Leuchten brachte, waren die Waldwege im Klinik-Areal belebt. Patienten mit ihren Angehörigen, Patienten ohne Angehörige. Einmal wurde Percy sogar mit einem lauten Zuruf begrüßt von einem Pfleger, der eine Gruppe von Patienten zu einem Termin führte. Percy grüßte zurück. Ihm war noch rechtzeitig eingefallen, dass das Alfons war. Einaug Alfons. Der war mit ihm hier auf der Pflegerschule ausgebildet worden. Vielleicht sieht man sich noch, hatte Einaug Alfons gerufen. Das hoff' ich schwer, hatte Percy zurückgerufen und hatte daran gedacht, dass Alfons inzwischen ein Auge eingebüßt hatte. In einem Kampf mit einem Tobsüchtigen. Der Professor, der ihm das erzählt hatte, hatte gesagt, Alfons habe sich nicht gewehrt. Und dass er sich nicht gewehrt habe, sei inzwischen Alfons' Wappen. Beide hatten, was sie riefen, mit winkenden Händen begleitet.

Als Percy dann den Brunnenplatz überquerte, der dem Klinik-Areal eine Art Zentrum liefert, wurde er gestoppt.

Ein junger Mann, der auf dem niederen Brunnenrand gesessen hatte, sprang auf, trat Percy in den Weg, gab aber dann den Weg, den er gerade noch gesperrt hatte, mit großer Gebärde wieder frei und sagte: Bitte! An Friedlein Vogel ist bis jetzt noch jeder vorbeigekommen, also wird der Baron Schlugen keine Ausnahme machen wollen.

Etwas, was er gemacht oder bewirkt oder gesagt hatte, zu bedauern, lag Percy nicht. Nur wenn er dem Potpourri begegnete, das mit seinem oder mit seinen Namen veranstaltet wurde, spürte er, dass er während seiner mehrjährigen Wanderschaft durch die Pfarrhäuser und Anstalten zwischen Donau und Bodensee manchmal zu mitteilbar gewesen sein musste. Wenn es nicht die Pfarrköchinnen waren, müssen es Ärzte oder Pfleger im PLK gewesen sein, die seinem Ruhm allzu farbige Kränze flochten. Baron Schlugen? Er wusste schon nicht mehr, wem er erzählt hatte, dass seine Mutter hoffe, die Schlugen seien einmal adelig gewesen. Sie betrieb Ahnenforschung.

Der sich als Friedlein Vogel vorgestellt hatte, war mindestens eins neunzig und so hager, dass er, was er als Kleidung trug, bei weitem nicht ausfüllen konnte. Ein Kinn wie ein Schiffsbug und ein Adamsapfel, der mit der auch nicht gerade unbeträchtlichen Nase konkurrieren konnte.

Feierlich langsam holte er Papiere aus seiner Jackentasche, entfaltete sie und sagte:

Noch vor zwei Wochen hätte ich nicht auf Sie lauern können. In der Geschlossenenen, wenn auch nur Stufe zwei. Seit einer Woche wird mir geglaubt, dass ich weder mich noch sonst jemanden umbringen werde. Vor-

erst. Mein Auftrag bleibt mein Auftrag, aber ich habe dem Pharmakonisten Dr. Bruderhofer klargemacht, dass von mir, solange ich null und nichts bin, keine Tat zu erwarten ist. Politisch ambitionierter Suizidkandidat, das haben sie mir hier als Etikett verpasst. Will ein Signal setzen! Aber was denen erst sehr mühsam klargemacht werden musste: Ein Signal setzen – was für eine eisenbahnerhafte Ausdrucksweise – kann ich nur, wenn ich der berühmte Schriftsteller bin, der zu werden ich zwar jede Fähigkeit habe, aber noch keine Aussicht. Zur geistigen Elite zu zählen, reicht nicht, wenn Sie einen historischen Erleuchtungsblitz beabsichtigen. Intelligenzquotient 147 und im Sprachbereich 180. Inzwischen haben elf Verlage meine Manuskripte abgelehnt. Die Ablehnungsschreiben bewiesen mir durch ihre zum Himmel schreiende Syntax der Inkompetenz, wie gut meine Manuskripte sind. Dass ich keinen literarischen Ehrgeiz habe, sondern eine historische Mission, das geht in diese Feuilletonbirnen nicht hinein. Die amerikanische Führungsclique muss begreifen, dass man heute Frieden nicht per Krieg schafft. Und diese kriegslüsterne Clique wird nicht aufhören, wenn sich nicht ein Schriftsteller vor dem Weißen Haus verbrennt, ein Schriftsteller von säkularem Rang. Seit ich das verlautbarte, werde ich von CIA und MOSSAD verfolgt. Das Bundesinnenministerium, das ich fünfzehnmal um Personenschutz gebeten habe, reagiert nicht. Natürlich nicht. CIA und MOSSAD, das sind Komplizen. Von Krieg zu Krieg haben wir uns daran gewöhnt, dass der Krieg zum einzigen Problemlöser geworden ist. Zuerst schaffen wir Probleme, dann lösen wir sie per Krieg.

Natürlich machen wir mal Witze über diesen und jenen US-Präsidenten. Einer immer noch simpler als der andere. Bald müssen wir uns für unsere Hohenzollern nicht mehr genieren. Widerstand ist in der Fernseh-Klamottenkiste verschwunden. Artikel 20,4 Grundgesetz interessiert nur noch Spinner. Wie mich, zum Beispiel. Wenn CIA und MOSSAD mich verschwinden lassen, interessiert das keinen. Wenn ich als epochemachender Autor mich vor dem Weißen Haus verbrenne, bleibt dem US-Koloss die Spucke weg. Ein Weltautor, Nobelpreiskandidat, verbrennt sich vor dem Weißen Haus. Und ich handle, mich verbrennend, so egoistisch wie alle anderen auch. Plato: Der Mensch kann sein Interesse nur dann zu seinem Wohl wahrnehmen, wenn er zugleich die Interessen seiner Mitmenschen bedenkt. Quelle, wo's steht, wird auf Wunsch nachgereicht. Jetzt, was schreibe ich jetzt, um meine Mission zu erfüllen? Gedichte. Ich les' Ihnen das allerneueste Gedicht vor, das Sie wissen, was auf dem Spiel steht. Und las:

Ich bin der göttliche Gedanke,  
im Weltdekor die geilste Ranke.

Ohne mich wäre das Ganze  
ein Blumentopf ohne Pflanze.

Dann fragte er: Soll ich noch?

Percy sagte: Ich bitte darum.

Der:

Ich habe mich getrennt von dir,  
dass dir's nicht gehe wie mir,  
die Einsamkeit ist aus schwarzem Eis,  
aber die Westen der Herrn strahlen weiß.

Er faltete das Papier, reichte es Percy und sagte: Wie finden Sie die Idee, dass ich es jetzt mit Gedichten versuche?

Ich beneide dich, sagte Percy.

Wissen Sie, sagte der Hagere, ich bin auf das Gedicht gekommen, als ich erkannt habe, es gibt überhaupt keine schlechten Gedichte. Ein Gedicht sagt immer schon alles. Und das auf kleinem Raum. Das hat mich angezogen. Wer glaubt, es gebe schlechte Gedichte, ist ein Halsabschneider oder Folterknecht oder Stiefellecker. Adieu. Und stoppte noch einmal. Wenn er gelogen habe, könne er nicht mehr gehen, ohne zu befürchten, dass er gleich stürze. Lügen ruiniert bei mir den Gleichgewichtssinn. Also sage ich Ihnen jetzt noch, dass ich gerade gelogen habe. Nicht aus irgendeinem im Moralischen beheimateten Reinheitsdrang gestehe ich das, sondern, weil ich eben, wenn ich gelogen habe, stolpere und stürze. Und das war die Lüge: Dass es überhaupt keine schlechten Gedichte gibt, das habe nicht ich erkannt, sondern Innozenz der Große. Wer denn sonst! Übrigens: Er will meine Gedichte unbedingt in seine Scherblinger Anthologie aufnehmen. Ich will aber erst in eine Anthologie, wenn ich ein Buch habe, ganz allein, für mich. Ein Buch, das ist eine Säule, auf der du stehen kannst, sichtbar der Welt. Adieu. Und ging und blieb noch einmal stehen und sagte: Ich brauche Zeugen. Für meinen letzten Auftritt. Kann ich mit Ihnen rechnen?

Immer, sagte Percy.

Danke, sagte der und ging.

Percy hörte, dass der jetzt summt.

Percy fühlte sich aufgenommen, ohne zu wissen, wo und von wem. Muss man auch nicht wissen, dachte er. Besonders, wenn man sich wohlfühlt. Bei ihm ging Wohlfühl immer in die Beine. Er warf die Füße voraus, die Fußspitzen fast grotesk nach außen gedreht. Den Kopf richtig hochgereckt. Er erlebte sich als Gehenden so deutlich, dass er wusste, jeder, der ihn so gehen sah, musste denken: Was ist denn mit dem los! Und genau das war ihm recht. Er drückte aus, führte vor, wie wohl es ihm war. Seine Mutter hatte ihm mehr als einmal gesagt, dass er sich trotz seiner Leibesfülle wunderbar bewege. Man sehe ihm an, dass er eins sei mit seinem Körper. Jede seiner Bewegungen sei eine Energiekundgebung. Jede seiner Bewegungen drücke aus, dass er mehr Energie habe als er brauche. Und: dass er Herr seiner Energie sei. Dass seine Energie ihm diene. Und das mache alle seine Bewegungen schön. Du bist ein Engel ohne Flügel, hat sie gesagt. Mehr als einmal. Und immer, dass es klang, als sei das etwas Schönes, ein Engel ohne Flügel. Wenn Mutter Fini an ihm etwas nicht gefiel, konnte sie ihn aufs größte herunterputzen; dann demonstrierte sie ihm, wie sehr sie leide, wenn ihr etwas an ihm nicht gefiel. Das machte ihr Lob vertrauenswürdig.

Tatsächlich fühlte sich Percy inzwischen in seinem Körper so wohl, dass er vielleicht auch ohne den andauernden hymnischen Zuspruch der Mutter ausgekommen wäre. Oder war, dass er sich in seinem Körper so wohlfühlte, die Wirkung des unaufhörlichen mütterlichen Zuspruchs? Im Augenblick fühlte er sich wohl, weil ihm dieser Kontakt zu Friedlein Vogel gelungen war. Und er

wusste, Friedlein Vogel würde heute und vielleicht auch noch morgen Percy preisen. Das war das Wichtigste. Überall, wo er erschien, wollte er rühmend sein. Er hatte das Gefühl, alle rühmenden Sätze, irgendwo von irgendwem gesprochen, schwebten in die Höhe und sammelten sich droben in einem himmlischen Gewölbe und blieben dort als ein jederzeit abrufbares Echo. Ach, er war jetzt glücklich. Und wenn er glücklich war, dachte er an die Mutter. Ich bin gelehrt, sagte die Mutter immer. Percy sagte dann: Ich auch. Am frühen Abend eines 24. Dezembers wird er zwischen Brauchlingen und Merklingen bei Schneetreiben von einem Auto angefahren, in den Straßengraben geschleudert, das Auto fährt weiter, er liegt, kann sich nicht mehr rühren, aber seinen Lederhut kann er noch mit seinem Stock in die Straße hinaushalten, also sieht der Pfarrer Studer, der von einer Kindergartenbescherung in Brauchlingen heimfahren will nach Merklingen, Stock und Hut in seinem Scheinwerferlicht. Percy wird gerettet. Von einem Pfarrer Studer. Seit dem kennt er den. Fräulein Hedwig, die Pfarrköchin, erzählt Percy, als er im Frühjahr kommt, um zu danken, der Pfarrherr habe über Percy sogar gepredigt. Eine ganze Predigt habe davon gehandelt, wie der Pfarrherr am Einnachten noch unterwegs war von Brauchlingen heimwärts, dann auf einmal einen Stock mit einem Hut im Scheinwerferlicht hat. Schräg in die Höhe, aus einem Straßengraben heraus, steht da ein Stock mit einem Hut dran. Und bremst, geht hin und findet einen Verletzten, der aber noch den Stock mit dem Lederhut in die Straße hinaushalten kann. Der Verunglückte ist bei



Bewusstsein, der Pfarrherr ruft den Notdienst her und bleibt da, bis das Krankenauto kommt. Bevor er geht, will der Verunglückte noch wissen, wer ihn gerettet hat. Der Pfarrer sagt's ihm. Und der Verunglückte sagt: Ich gratulier'! Das kommt dem Pfarrherr komisch vor. Er fragt, wie er das verstehen soll. Weihnachtsabend, sagt der Verunglückte, sagt es mühsam, weil ihm jetzt doch alles wehtut, ich gratulier' Ihnen dazu, dass Sie mich gerettet haben. Aha, sagt der Pfarrherr. Und der Verunglückte: Überlegen Sie sich's, dann kommen Sie drauf. Und wird in das Krankenauto geschoben. Der Pfarrherr hat sich's überlegt und hat dann an Dreikönig darüber predigen können, dass er dankbar sei, weil er am Weihnachtsabend habe ein Leben retten dürfen.

Als die Pfarrköchin das Percy erzählte, sagte der: Und was für eins! Meins! Und beide lachten.

Fräulein Hedwig gegenüber sprach er es zum ersten Mal aus, dass er keinen Vater hatte. Sie meinte natürlich, er sei ein Halbweise oder der Vater habe sich davongemacht. Er aber, ohne in einen rechthaberischen Ton zu verfallen: Nein. Meine Mutter hat es mir gesagt, dass sie mich geboren habe, ohne dass vorher ein Mann nötig gewesen sei. Dass Fräulein Hedwig dann kein bisschen staunte! Sondern seine beiden Hände nahm und sagte, ihr sei Percy gleich so vorgekommen, als sei er nicht wie alle anderen. Pfarrer Studer kam, als Schwester Hedwig es ihm weitergesagt hatte, geradezu fröhlich auf Percy zu und sagte: Auf so einen haben wir gewartet. Und lachte. Percy wusste nicht, was er sagen sollte, also nickte er. Auf jeden Fall, sagte der Pfarrer, sei es ein wunderbarer Ein-

fall, und er hoffe bloß, Percy werde sich nicht drausbringen lassen.

Jedes Mal, wenn Percy aus dem Klinik-Wald ins Freie trat, blieb er stehen, atmete ein, was er sah. Das Kloster. Die Nordseite, die Rückseite des Baus, der auf der Vorderseite, nach Süden, mit zwei Seitenflügeln vorsprang und in dieses offene U die Stiftskirche hineinragen ließ. Das Kloster hatte es vom hohen Mittelalter bis zu seiner Aufhebung auf einen Umschwung von zwölf Hektar gebracht. Zuletzt hatte das Psychiatrische Landeskrankenhaus diese zwölf Hektar mit allem Drauf und Dran geerbt. Mindestens zwei Hektar davon gehören immer noch dem Wald. Die Klinik-Neubauten sind so im Wald verteilt, dass man nie mehr als einen Bau sieht. Nur die Klosterbauten stehen draußen, im Freien sozusagen.

Percy fühlte, wie richtig es war, dass sich diese Bauten frei präsentierten, und wie richtig es war, dass sich die Klinik-Neubauten im Wald vor einander verbargen. Er überließ sich jedes Mal diesem mit Staunen gemischten Wohlgefühl, wenn er erlebte, dass dieser Bau mit Hunderten von Fenstern kein bisschen zu groß und er, der Betrachter, kein bisschen zu klein wurde. Die Fenster waren gefasst, weiß gefasst, von Stuckreliefs, also waren sie in Bewegung, lieferten der gewaltigen Fläche Bewegungslinien. Und der Mittelteil des mächtigen Baus sprang vor, auch auf der Rückseite. Und sprang nicht nur vor, sondern hob sich auch ab in der Dachlinie. Und der Aufschwung war nicht nur eine höher hinaufreichende Dachschräge, der Aufschwung gelang zuerst nur zur Hälfte.

Ruhte in einer Linie und setzte dann noch einmal an, verjüngte sich noch einmal, um ganz in die Höhe zu kommen. An diesen zwei Aufschwüngen musste sich Percy jedes Mal mitatmend sattsehen, bevor er auf das Gebäude zu- und um es herumging, zum Portal. Dieser zweifache Aufschwung, das war das Dach des Bibliotheksaals. Der Saal plus Galerie brauchte diesen zweifachen Aufschwung. Die links und rechts unerhoben weiterlaufende Dachlinie endete draußen, da, wo die Seitenflügel nach vorn entsprangen, noch einmal in Erhöhungen. Eckpavillons, hatte der Professor diese Aufschwünge genannt. Sie demonstrierten, dass sie der Symmetriebetonung dienten.

Jedes Mal, wenn Percy diesen Bau beim Anschauen förmlich einatmete, gestand er sich, dass es die Symmetrie war, die er genoss. Er war ein zur Symmetrie verurteilter Mensch. Asymmetrisches schmerzte ihn. Und er war gegen Schmerz. Er gönnte nichts und niemandem die Herrschaft über sich. Es sei denn, er unterwerfe sich freiwillig einer Herrschaft. Aber da er sich keinem Schmerz freiwillig unterwerfen konnte, war er gegen Schmerz. Es gab auch kein zweites Bauwerk in der Welt, das er so einatmete wie dieses. Im Bibliothekssaal hatte er zum ersten Mal in seinem Leben gesprochen. Öffentlich sozusagen.

Der Professor hatte am Samstag, es war ein Samstag im Mai, gesagt: Manchmal redest du wie ein Wasserfall. Man möchte sich drunterstellen. Sprich doch morgen zu den Patienten und ihren Angehörigen. Nach der Andacht.

Es ist Mai, hatte der Professor noch gesagt, der Marienmonat.

Percy hatte gelacht. Mehr grimassiert als wirklich gelacht. Mach' ich, hatte er gesagt. Er hatte doch selber immer wieder dieses Zu-viel-Gefühl. Er wusste nicht von was, nur dass es zu viel war. Zu viel für ihn selbst. Aber vorbereiten tu ich mich nicht, hatte er gesagt. Das fänd' ich gemein, vorbereitet zu reden zu unvorbereiteten Menschen.

Sonntagnachmittag also. Zuerst hatte er sich auf der Orgel in Stimmung gebracht. Noch waren Stühle leer. Es kamen aber immer noch Leute. Dann waren alle Stühle besetzt. Es standen schon Leute. In der ersten Reihe saß der Professor. Professor Dr. Dr. Augustin Feinlein. Percy wusste, dass ihm keiner so zuhören konnte wie der Professor. Er spielte, was seine Hände wollten. Nichts Bombastisches. Er würde, was er spielte, Diminutiv nennen. Wenn er den Mut hätte, müsste er es Ewig nennen. Professor Dr. Dr. Augustin Feinlein war aufgestanden und hatte gesagt, dass er sich freue, Percy Anton Schlugen heute hier zuhören zu können.

Als der Professor ihn mit beiden Vornamen vorstellte, war ihm eingefallen, wie ihn Luzia Meyer-Horch, als er bei ihr den Schlüssel für die Orgel abholte, wie sie, des Professors Sekretärin, ihn begrüßt hatte: Immer wenn Sie zur Tür hereinkommen, Percy, merk' ich, dass Sie aussehen, wie wenn Sie Anton hießen. Und lachte. Ihr berühmtes Lachen, mit dem sie immer verhinderte, dass jemand mitlachte. Aber dass er ihr Lachen bewundere, sagte Percy jedes Mal.